

EDUARD BLUM



Masken Tanz

BLUM KRIMI

Zum Buch

Anno 1152

Martin, Novize, muss über Nacht die Geborgenheit seines Klosters verlassen. Er kommt an den Herzoglichen Hof und gerät in eine Welt, die er sich in seinen wildesten Träumen nicht hätte vorstellen können. Auf Reisen und Feldzügen begleitet er den Herzog von Rochefort, lernt die Grausamkeiten des Krieges, die Feinheiten der Politik sowie die Reize der Frauen kennen. Als er glaubt, mit der vom Schicksal gezeichneten Cathérine das Glück seines Lebens gefunden zu haben, fallen dunkle Schatten über sie. Im Umfeld des Hofes treibt ein Serienmörder sein grausames Spiel und auch Cathérine sieht sich von ihm verfolgt. Verzweifelt versucht sie ihm zu entkommen und treibt immer tiefer in einen Strudel dunkler Macht. Bei dem Versuch sie zu beschützen, gerät Martin ins Visier des Mörders. Im sündigen Rom erzwingt er schließlich eine Entscheidung.

Kriminalroman
aus dem Mittelalter

Inhaltsverzeichnis

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

1. KAPITEL

Während seine Hände rastlos mit den Holzfiguren spielten, hörte er angespannt zu, was an den Nebentischen erzählt wurde. Mit den Fingerspitzen fuhr er über die grob geschnitzten Formen und die Wirtin, die ihm den Wein brachte, blickte entsetzt auf zwei menschliche Körper. Hastig bekreuzigte sie sich, kehrte verwirrt zum Spültrog zurück und putzte mit roten Flecken im Gesicht Unheil ahnend die Krüge.

Fagoth Taklohs Augen glühten hinter der Maske. Seine Sinne schmerzten, so intensiv spürte er ihre Nähe. Heute würde sie kommen, das Blut sagte es ihm. Er presste mit den Händen so intensiv die hölzerne, weibliche Figur, als ob er sie zum Leben zwingen könnte. Dabei entging seiner Aufmerksamkeit keines der lautstark geführten Gespräche. Immer wieder wurde der Mut des jungen Herzogs gelobt, der mit der Herrschaft des Papstes im Land Schluss gemacht und die von Rom eingesetzten Bischöfe zum Teufel gejagt hatte. Es hieß, Roger von Rochefort würde selbst gegen Rom ziehen, wenn der Papst sich ihm entgegenstellen sollte. Nach einer Weile warf Fagoth Takloh enttäuscht über das unnütze Warten missmutig eine Münze auf den Tisch und wollte sich gerade erheben, als die Schanktür aufgestoßen wurde und drei Fremde den Wirtsraum betraten.

Ein gedrungener, mit einem gebogenen Kurzschwert bewaffneter Mann warf prüfend seine Blicke durch den Raum. Seinem Auftreten nach war er wohlhabend und es gewohnt, dass seinen Wünschen entsprochen wurde. Seine beiden Dienstknechte traten zur Seite und nahmen die letzte eintretende Person schützend in ihre Mitte.

Fagoth Takloh stieß einen Seufzer aus, gebannt blickte er auf die verhüllte Gestalt. Er hatte es gewusst, sie war gekommen, wie die Sterne es vorhergesagt hatten. Durch die schweren Umhänge konnte er die Körperformen nur erahnen, doch als sie die Kapuze zurückschlug, nahm er jedes ihrer Merkmale gierig in sich auf. Ihr Gesicht mit den großen, weit auseinanderstehenden Augen, der ausdrucksstarken Nase und der breite sinnliche Mund, spiegelte die Frau in ihr wider. Er stöhnte auf, bald würden seine Träume Wirklichkeit werden.

Seine Finger glitten wieder über die weibliche Holzfigur, während der Schweiß ihm ätzend in den Augen brannte. Er verfluchte den Zwang der Maske und sah gebannt zu der Gesellschaft hin.

Aufgebracht sah Ripold Debieux den Wirt an.

»Es kann doch nicht sein, dass in der ganzen Stadt keine Unterkunft zu finden ist. Ich zahle, was ihr verlangt.« Er griff in seine Ledertasche und holte eine glänzende Münze heraus.

»Hier, die gehört euch, wenn ihr uns einen warmen Raum zur Verfügung stellt.«

Jacob Pironé schüttelte den Kopf.

»Es ist unmöglich, die Gäste des Herzogs haben alle Quartiere belegt.« Bedauernd zog er die Schulter hoch, wobei sein Blick auf den Mann mit der Maske fiel.

»Das heißt, es gibt vielleicht doch noch eine Möglichkeit.« Gierig blickte er auf die Münze und zeigte auf den Fremden.

»Dieser Mann dort hat bei mir zwei Räume gemietet, fragt ihn, ob er euch einen überlässt.«

Ripold Debieux blickte auf den mit einem schwarzen Umhang verhüllten Fremden und musterte mit gemischten Gefühlen die Maske, die sein Gesicht verdeckte.

»Kennt ihr ihn? Er sieht recht seltsam aus.«

»Nein, er ist gestern angekommen, hat für die Räume im Voraus bezahlt und vermeidet jeden Kontakt. Und es zieht

einen ja auch nicht gerade zu ihm hin.«

»Nun gut.«

Ripold Debieux holte eine kleinere Münze aus der Tasche und gab sie dem Wirt. Dann wandte er sich an seine Tochter und richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Fremden.

»Cathérine, wenn wir nicht auf der Straße schlafen wollen, müssen wir diesen dort Mann fragen, ob er uns einen Raum überlässt.«

Obwohl sie seine Augen durch die Schlitze der Maske nicht erkennen konnte, spürte Cathérine, wie der Fremde sie anstarrte. Etwas Unheilvolles ging von ihm aus. Plötzlich fühlte sie sich nicht mehr wohl in dem Gasthof. Im Hinblick auf ihre Lage stimmte sie aber schließlich zu.

»Du hast recht, bevor wir in einer stinkenden Gasse übernachten müssen, solltest du ihn fragen.«

Mittlerweile hatte die Wirtin ihnen zum Aufwärmen heißen stark gewürzten Wein angeboten und Cathérine spürte bereits, wie er ihr zu Kopf stieg. Vor Müdigkeit konnte sie sich kaum noch auf den Beinen halten und atmete erleichtert auf, als sie sah wie ihr Vater sich von dem Fremden abwandte und ihr mit zufriedener Miene zunickte.

»Auch wenn der Fremde einen seltsamen Eindruck macht, ist er doch ein höflicher, gebildeter Mensch«, erklärte Ripold Debieux. »Ohne zu zögern hat er uns den größeren seiner beiden Räume zur Verfügung gestellt.«

Trotzdem beschlich Cathérine ein bedrückendes Gefühl, schrieb das aber letztlich ihrer Müdigkeit und dem Wein zu. Sie hatte nur noch den Wunsch, warm und trocken schlafen zu können. Schnell folgte sie ihrem Vater und den Dienstknechten nach draußen, um die wertvollsten Sachen vom Wagen zu holen.

2. KAPITEL

Ungläubig starrte Martin auf das alte Dokument.

»Ketzerei, das ist gottlose Ketzerei«, murmelte er aufgewühlt und las nochmals die letzten Zeilen. Dem Bibliothekar schien nicht bewusst zu sein, was für ein brisantes Schriftstück er ihm zum Übersetzen gegeben hatte. Sein Blick blieb an dem Abschnitt hängen, in dem die Byzantiner die Römer anklagten, dass sie aus ihren Reihen einflussreiche Adelige durch Intrige und Mord zum Papst erhoben hatten.

Martin stieß so laut die Luft aus, dass der Pfeifton die Stille des Skriptorium entweihete. Wenn das stimmte, war die Heiligkeit des Papstes nur verlogener Schein, fuhr es ihm durch den Kopf. Verwirrt und neugierig zugleich, konnte er es kaum erwarten, was die nächsten Zeilen für Ungeheuerlichkeiten preisgeben würden. Hastig tauchte er die Schreibfeder in das Tintenfass, als das helle Läuten der Klosterglocke ihn zur Andacht rief. Schon wieder Komplet, stöhnte er in sich hinein, das passte ihm jetzt gar nicht. Wenigstens noch eine Zeile wollte er übersetzen, als er erschrocken zusammenfuhr. Erstaunt blickte er den Mönch an, der geräuschlos ins Skriptorium gekommen war und seine Hand mit der Schreibfeder niederdrückte.

»Martin«, sagte Bruder Clausus leise, »du wirst deine Arbeit für eine Weile unterbrechen müssen.«

Nichts Gutes ahnend blickte Martin in das runde, rötliche Gesicht des alten Klosterbruders. Ausgerechnet jetzt, wo er Dinge zu lesen bekam, die er vielleicht niemals mehr erfahren würde, sollte er die Arbeit abbrechen.

»Morgen früh wirst du dich auf den Weg nach Clervaux machen und dich dort in der Kanzlei des Herzogs melden«,

erklärte der Mönch.

Ungläubig starrte Martin ihn an, er konnte nicht glauben, was Clausus da von sich gab.

Die rundliche Gestalt in der grob gewebten Kutte blickte ihn aufmunternd an.

»Herzog von Rochefort hat nach dem Tod seines königlichen Onkels eine Menge neuer Verordnungen erlassen, die sofort geschrieben werden müssen. Dazu braucht seine Kanzlei zusätzliche Schreiber aus den Klöstern. Auch uns hat man aufgefordert zu helfen, und da Cacharius krank ist, musst du die Aufgabe übernehmen.«

Sorgenvoll stieß Clausus einen Seufzer aus.

»Ich hoffe, du bist dir darüber bewusst, welche Verantwortung du trägst. Wenn der Herzog mit deiner Arbeit nicht zufrieden ist, wird unser Kloster es zu spüren bekommen und das würde dem Abt gar nicht gefallen.«

Martin konnte es immer noch nicht glauben. Zum ersten Mal in seinem Leben durfte er das Kloster verlassen und die Welt außerhalb der Mauern kennenlernen. Einmal andere Gesichter sehen, als immer nur die faltigen, ernsten Mienen in den grauen Kutten. Als ob der alte Mönch seine Gedanken erraten hätte, hob er den Zeigefinger und sah ihn mahnend an.

»Aber denke daran, dich von allen Versuchungen fernzuhalten, auch draußen musst du in Demut leben. Bis zur Stadt wird dich Bruder Franziskus begleiten, auf dem Markt hat er einiges einzuhandeln.«

Ohne weitere Erklärungen wälzte Clausus seinen mächtigen Körper träge durch den Raum und löschte mit Seufzen und Stöhnen die Kienspäne in den Wandhalter.

In Martins Kopf überschlugen sich die Gedanken. Erst die ungeheuren Anschuldigungen aus Byzanz gegen Rom, und nun die seit Langem erträumte Möglichkeit, einmal das Kloster verlassen zu können. Er spürte, wie Tränen der Freude über sein Gesicht liefen. Schnell wischte er sie weg, reinigte sorgfältig die Schreibfeder, verschloss das

Tintenfass und rollte knitterfrei das alte Pergament ein. Entschlossen schob er dann alle Gedanken an den brisanten Inhalt beiseite. Auffordernd drängte sich wieder das Läuten der Klosterglocke in sein Bewusstsein und den Kopf voller Gedanken lief er zur Kapelle.

Noch vor der Morgendämmerung spannten sie den Maulesel vor den Holzkarren und brachen auf. Nach einer unruhigen Nacht schritt Martin aufgewühlt neben Franziskus her, er konnte es kaum erwarten, das Leben außerhalb der Abtei kennenzulernen. Außer zu den Klosterbrüdern fehlte ihm jegliche Beziehung zu anderen Menschen. Eine Familie konnte er sich nur schwer vorstellen und bei dem Gedanken an eine Frau überfiel ihn geradezu Panik.

Nach einer Weile erreichten sie den breit ausgefahrenen Handelsweg und sie kamen ohne Störungen schnell voran. Gegen Mittag überholte sie eine Gruppe grölender Reiter, die sie ein faules Kuttenpack nannten. Franziskus beeindruckte das wenig, aus Erfahrung wusste er, dass sich so manch gottloses Gesindel in der Gegend herumtrieb.

Es war schon spät am Nachmittag, als Martin bemerkte, dass der alte Mönch sorgenvoll die schwarzen, tief hängenden Wolken betrachtete. Franziskus hatte sich vorgenommen, noch in der Nacht die Stadtmauer von Clervaux zu erreichen. Früh morgens, wenn die Tore geöffnet wurden, wollte er als erster auf dem Markt sein, um die besten Tuchwaren einhandeln zu können.

Das Wetter prophezeite etwas anderes. Schon Minuten später goss es wie aus Kübeln geschüttet. Schlagartig wurde es kälter und schon bald froren sie in ihren klatschnassen, tief herabhängenden Kutten.

»Wenn wir uns nicht die Lungenpest holen wollen, müssen wir sehen, dass wir eine Unterkunft finden«, brüllte Franziskus gegen den peitschenden Regen an.

Zum Glück erreichten sie kurz darauf eine große heruntergekommene Holzhütte. Eiligst lösten sie das

Maultier vom Wagen, rieben es mit Stroh aus dem Sack trocken, und banden es unter dem durchlöcherten Vordach fest. Um bei dem prasselnden Regen in der Hütte gehört zu werden, hämmerte Martin kräftig gegen das Tor. Trotzdem verging eine Ewigkeit, bis ein mürrisches Gesicht öffnete. Der Wirt musterte sie von oben bis unten, wobei seine Miene noch verdrießlicher wurde. Von ihrem Besuch schien er nicht allzu begeistert zu sein.

»Wenn es dann sein muss«, meinte er schließlich, »könnt ihr eure Sachen trocknen. Es gibt aber nichts zu essen und«, er grinste verschlagen, »ich habe schon eine Gesellschaft, ich hoffe, ihr kommt miteinander aus.«

Franziskus rang sich zu einer freundlichen Erwiderung durch und zwängte sich an ihm vorbei in die Hütte. Demütig den Kopf gesenkt, folgte Martin wortlos.

»Oh Gott, verzeih mir, ich glaube, wir sind in die falsche Hütte eingekehrt«, hörte er dann Franziskus mit belegter Stimme rufen. »Das hier ist eine sittenlose Gesellschaft.«

Jetzt sah auch Martin, was der Mönch meinte. Um das Feuer saßen Männer und Frauen, die ihre Kittel und Umhänge zum Trocknen über eine gespannte Leine gehängt hatten. Sprachlos starrte Martin auf das Geschehen, während Franziskus sich bereits nach einer anderen Lagermöglichkeit umsah. Doch es gab nur den einen Raum, in dem es nach Schweiß und sauren Essensresten stank.

»He, ihr zwei Mönchlein, kommt her und wärmt euch mal richtig bei uns auf«, rief eine schon ältere Frau ihnen zu. Dabei machte sie solch einladende Bewegungen, dass Martin ihre langen Brüste wie die Klöppel der Klosterglocken pendeln sah. Hastig drängte Franziskus ihn in die hinterste Ecke des Raumes.

»Uns bleibt nichts anderes übrig, als hier zu bleiben, bis die Kutten trocken sind«, meinte er aufgebracht. »Aber ich versuche zwei Decken zu bekommen.«

Tatsächlich kam er kurze Zeit später mit zwei dreckigen, verfilzten, aber immerhin trockenen Decken zurück.

Erleichtert zogen sie ihre nassen Kutten aus und legten sich die Decken um. Es dauerte dann noch eine Weile, bis es am Feuer ruhig wurde und sie todmüde einschliefen.

Schon in aller Herrgottsfrühe nahmen sie die noch feuchten Kutten von der Leine, zogen sie an und verließen die sündige, aber doch immerhin wärmende Hütte.

»Unserem Herrn sei gedankt, dass wir die Stätte der Sittenlosigkeit heil überstanden haben«, betete Franziskus dann auch gleich mehrmals hintereinander. Martin nickte zustimmend, wobei er an die mahnenden Worte von Bruder Clausus denken musste. Er ahnte, dass es nicht leicht sein würde, den weltlichen Versuchungen zu widerstehen.

Ein Geräusch musste sie aus dem Schlaf gerissen haben. Cathérine schreckte hoch und blickte sich um. Ihr Vater schlief fest im hinteren Bereich des Raumes und ansonsten konnte sie nichts Außergewöhnliches feststellen. Um ihre Gedanken zu ordnen, blickte sie in die Flammen des Feuers, das erst wenig herunter gebrannt war. Lange konnte sie also noch nicht geschlafen haben. Sie dachte an den merkwürdigen Fremden, der zwei Räume weiter seine Kammer hatte, als das schrille Auflachen einer Frau sie aus ihren Gedanken riss. Neugierig geworden, schlug sie die Felldecke zurück, stand leise auf und ging zur Kammertür. Behutsam, um kein Geräusch zu machen, öffnete sie die Tür und blickte in den dunklen Flur. Deutlich hörte sie im Raum des Fremden Stimmen und bemerkte einen fremdartigen Geruch, der sich schwer auf ihre Sinne legte. Blitzartig ging ihr durch den Kopf, dass ihr Vater einmal berichtet hatte, Medici im Orient könnten Duftstoffe herstellen, die stimulierend das Verhalten der Menschen beeinflussen würden. Dieser Geruch hier musste so etwas sein. Hastig schloss sie die Tür und ging zu ihrem Lager, über diese Dinge wollte sie sich keine Gedanken machen. Müde kroch sie in die Höhle der wärmenden Felle und schlief nach kurzer Zeit ein.

Sie wusste nicht, ob sie geträumt hatte, oder ob sie durch etwas geweckt worden war. Verwirrt setzte sie sich auf und horchte in die Dunkelheit hinein. Aus dem Raum des Fremden hörte sie die Schreie einer Frau, die nach einer Weile in ein schwaches Wimmern übergingen. Danach herrschte eine unheimliche Stille.

Cathérine zitterte am ganzen Körper. Sie überlegte, ob sie ihren Vater wecken sollte. Schließlich verwarf sie den Gedanken. Dass der Fremde mit einer Frau zusammen war und was sie trieben, ging sie nichts an. Sie kroch tiefer unter die schützenden Felle, zog sie sich über den Kopf und wollte nichts mehr hören und sehen.

Schon recht früh am anderen Tag nahm sie den Kübel für die nächtliche Notdurft und ging mit ihren Gedanken bei den Geschehnissen der Nacht in den Innenhof. Beim Entleeren des Kübels bemerkte sie in der Ecke, wo der Wirt das benutzte Stroh aus den Gästekammern hinwarf, ein zerrissenes gelbes Leinen. Ein Tuch, wie es die Huren der Stadt tragen mussten. Sofort fiel ihr das helle Blut auf, das sich auf dem Stoff abzeichnete. Cathérine war sich sicher, dass dieses Tuch der Frau gehörte, die sie nachts hatte schreien hören.

Nun wollte sie doch mit ihrem Vater reden und ihn drängen, eine andere Unterkunft zu suchen. Auf keinen Fall würde sie noch eine Nacht mit dem Fremden unter einem Dach verbringen.

Konzentriert in die Arbeit versunken, wurde Martin durch plötzlichen Lärm gestört. Verärgert klappte er den Windschutz vor der Maueröffnung hoch und blickte auf das Spektakel, das sich auf dem Marktplatz abspielte. Verwundert betrachtete er die vielen Leute, die sich um den Richtplatz drängten, um dem grausamen Schauspiel so nah wie möglich zu sein. Schreiende, bunt gekleidete Gaukler mischten sich unter das Volk, schwenkten auf langen Stecken aufgespießte, mit Schweineblut beschmierte

hölzerne Hände und Köpfe und peitschten die Stimmung immer noch weiter an. Entsetzt sah Martin eine abgeschlagene Hand in einer Pfütze Blut liegen und wie Büttel den Gerichteten auf den Schandwagen warfen. Zwei Knechte zerrten währenddessen schon den nächsten sich wild sträubenden Verurteilten zum Richtplatz.

Das grausame Schauspiel wollte Martin sich nicht länger ansehen und widmete sich wieder seiner Arbeit. Schnell schrieb er den Brief zu Ende, drückte das herzogliche Petschaft in das Wachs und wartete geduldig, bis das Siegel hart wurde. Er blickte nochmals nach draußen und sah, wie eine Frau sich an den Schandwagen klammerte. Sie musste noch jung sein, langes schwarzes Haar fiel ihr weit über die Schulter, ihre magere Figur in dem sackförmigen Kittel machte einen armseligen Eindruck. Selbst aus der Entfernung konnte er erkennen, dass sie außergewöhnlich hübsch war. Sicherlich war der Gerichtete ihr Mann oder ein Verwandter, überlegte Martin mitfühlend. Wie das Schicksal dieser Frau aussehen würde, mochte er sich lieber nicht vorstellen.

Unwillkürlich wurde ihm bewusst, dass heute sein letzter Tag in der Kanzlei war. Der Herzog hatte den ausgeliehenen Schreibern ankündigen lassen, dass er sie ab dem kommenden Tag nicht mehr benötige. Martin seufzte verzweifelt, für ihn hieß das wieder zurück in die verschlossene Welt der Abtei. Dabei war ihm in den letzten Tagen immer klarer geworden, dass er nicht mehr im Kloster leben wollte. Obwohl er in der Kanzlei zurückgezogen leben musste, hatte er doch das Geschehen um sich herum mitbekommen. Die freien Menschen, ihre Lebensweise und die Unterhaltung mit ihnen, zogen ihn magisch an. Nur allzu gerne würde er in ihrer Gesellschaft bleiben und ein normales Leben führen. Betrübt schüttelte er den Kopf, es war zwecklos, daran zu denken. Er war Novize, würde bald das Gelübde ablegen und danach würde ihn das Kloster nicht mehr hergeben.

Glücklicherweise wurde er in seiner gedrückten Stimmung von einem Schreiber aus der Kanzlei unterbrochen.

»Martin, ihr solltet Schluss machen, wir müssen zum Fest.« Der dürre, ausgemergelte Carloni rieb sich erwartungsvoll die knochigen Hände. »Es gibt jede Menge zu essen und zu trinken, der Herzog lässt sich da nicht lumpen. Und viele Gäste sind gekommen, es wird interessant sein, diese zu beobachten.«

»Ach ja«, Martin wurde bewusst, dass auch er eingeladen war. »Wenn ihr einen Moment wartet, können wir zusammen gehen«, sagte er. Sorgfältig säuberte er die angespitzten Schreibfedern, verschloss das Tintenfass und legte das Petschaft samt Siegelwachs in das Fach des Schreibpultes. Wehmütig blickte er sich nochmals in die ihm so lieb gewonnene kleine Welt der Schreibkanzlei um und verließ dann niedergeschlagen mit Carloni das Gebäude.

Küchenmeister Jean Lusigne scheuchte seine Köche und Mägde wie eine Hühnerschar durch die Burgküche und Wirtschaftsräume. Schweißtriefend erteilte er immer wieder neue Anordnungen, wobei er im ständigen Wechsel lobte und fluchte.

»Stephan, wenn du noch einmal vergisst, das Spanferkel bei jeder Umdrehung mit Öl zu begießen, wirst du nur noch Kohl putzen. Maximilian, nimm deine Hände von Sybilles Hintern und walke stattdessen den Brotteig. Clementine, die Gänsefüllung ist dir heute besonders gut gelungen, nur nicht ganz so fest pressen.«

Jean Lusigne spürte, dass ihn sein flämisches Blut nicht zur Ruhe kommen ließ. Obwohl er für die Anfertigung der riesigen Mengen an gebratenem Fleisch, Gekochtes und Geschmortes, von den umliegenden Höfen Köche und Mägde als Aushilfen bekommen hatte, lebte er in der ständigen Angst, nicht zeitig fertig zu werden. Erst vor drei Tagen hatte ihn der Truchsess von dem Fest informiert. Dabei hätte er mit etwas mehr Zeit seine Kochkünste wieder

einmal zeigen können. Träumerisch sah er die feinen Vögelchen vor Augen, die der unheimlich wirkende Fremde in einem Käfig mitführte. Gebratene Täubchen kunstvoll garniert als Vorspeise, das wäre es gewesen. Doch der Mann mit der Maske machte ihm Angst und er vermied es, in seine Nähe zu kommen. Die Leute munkelten, er wäre ein Magier aus Italien und könnte Katzen in Tauben verwandeln. Schaudernd dachte Jean Lusigne an die Augen des Mannes, die er für einen kurzen Moment durch die Schlitze der Maske gesehen hatte. Es war, als wenn er in flüssiges Feuer geblickt hätte. Kopfschüttelnd brach er die düsteren Gedanken ab und befahl einem Knecht weitere Fässer Wein aus den Erdhöhlen zu holen. Danach beaufsichtigte er kritisch das richtige Stapeln der Fässer, prüfte, ob ausreichend gespülte Weinbecher bereitstanden und sank erschöpft auf den Küchenschemel.

In glänzender Laune empfing Herzog Rochefort seine Gäste im Rittersaal der gewaltigen Burganlage. Auf seine Einladung hin hatte sich eine große, bunt gemischte Gesellschaft versammelt. Edel gekleidete städtische Ministerialen, wild aussehende Kuriere, mit Kurzschwerter bewaffnete Ritter und einige freizügig gekleidete Frauen suchten seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Rochefort ging durch die Reihen der Tische, sprach jeden an und lobte die geleisteten Dienste seiner Vertrauten, die seit dem Tode seines Onkels etliche Beratungen mit ihm geführt hatten. Besonders lobte er die Arbeit der bescheidenen, unauffälligen Schreiber aus den umliegenden Klöstern, die Tag und Nacht die Dokumente geschrieben und vervielfältigt hatten.

Je später der Abend, umso ausgelassener wurde die Stimmung im Saal. Immer wieder brachten Dienstleute neue Krüge mit Wein und laufend wurden Speisen nachgelegt. Martin kam aus dem Staunen nicht mehr heraus und langte an seinem letzten Tag in Freiheit ordentlich zu. Berauscht

und gelöst von seinen Problemen, hörte er dabei sehnsüchtig die Verse der Minnesänger, die über Liebe und Leid, edles Rittertum und über die Lieblichkeit der Frauen geistreich und oft auch anzüglich berichteten.

Es war schon spät, als der Herzog sich an Martin wandte und ihn aufforderte, ihm zu folgen. Rochefort ging zu einem abseits gelegenen Fenstererker, wo sie ungestört reden konnten.

Abschätzend sah er Martin an.

»Ich habe mich über euch informieren lassen«, kam er ohne Umschweife zur Sache. »In den vergangenen Tagen habt ihr für mich viele Briefe geschrieben. Vertrauliche Dokumente. Ist euch bewusst, dass ihr darüber zu schweigen habt?«

Zustimmend nickte Martin und fragte sich, was der Herzog wohl von ihm wollte.

»Gut. Mein Kanzler hat mir berichtet«, fuhr Rochefort fort, »dass ihr schneller und gewissenhafter die Dokumente anfertigt, als die anderen Schreiber. Und dass ihr euch korrekt und zuvorkommend verhalten habt.« Rochefort blickte in die klaren Augen des Novizen. »Einen Mann wie euch brauche ich an meiner Seite. Am Hofe und während meiner Reisen müssen Briefe und Übersetzungen geschrieben werden. Traut ihr euch zu, eine solche Aufgabe zu übernehmen?«

Rochefort machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. Belustigt beobachtete er das Aufleuchten im Gesicht des Novizen und studierte darin die feinen Linien, die offenen Gesichtszüge. Innerlich stimmte er dem zu, was der Abt ihm über die Herkunft des Novizen berichtet hatte.

Stumm nickte Martin, völlig verwirrt war er nicht in der Lage, ein Wort herauszubringen.

»Gut, dann werde ich dem Abt mitteilen, dass er euch aus dem Klosterdienst zu entlassen hat. Ich kenne ihn gut, er wird Verständnis für mein Anliegen haben. Und ihr meldet euch gleich in der Früh bei meinem Kanzler und«, mitleidig

sah Rochefort auf Martins abgeschabte Kutte, »ihr bekommt andere Kleidung und als mein Sekretär habt ihr besondere Vorrechte. Aber alles das wird euch Graf Forcheau erklären.« Ohne eine Erwiderung abzuwarten, drehte er sich um, ließ den völlig verwirrten Martin stehen und widmete sich weiterhin gute Laune versprühend, seinen Gästen zu.

Martin wollte nach draußen an die Luft, um einen klaren Kopf zu bekommen. Ihm war schwindelig und das nicht nur vom Wein. Dass er der Sekretär des Herzogs werden sollte, war so unglaublich, das musste er erst einmal verkraften.

»He, Martin, wartet, ich gehe mit euch«, hörte er jemand sagen. Er drehte sich um und sah Gernod, ein Vertrauter des Herzogs. Freundschaftlich legte der Ritter einen Arm um seine Schulter und meinte, dass er sich auch etwas bewegen müsste und sie könnten doch zusammen gehen.

Trotz der späten Stunde herrschte auf dem großen Platz zwischen dem lang gestreckten Hauptgebäude und der hoch emporragenden Burgkapelle noch reges Leben. An vielen kleinen Feuerstellen standen Gruppen von Leuten zusammen, brühten sich wärmende Getränke und unterhielten sich lautstark.

Ankommende Händler luden unter lautem Zurufen ihre Pferde ab und trugen die Gepäckstücke in eines der kleinen Lagerhäuser. Überlagert wurde das nächtliche Treiben von dem Rauch der Feuer, gemischt mit den Ausdünstungen der vielen Menschen. Schmale Bäche mit Urin, Kot und schlammigem Regenwasser spülten die Straße immer wieder auf. Vorsichtig umgingen sie die größeren Pfützen und gelangten auf die andere Seite des Platzes. Gernod machte Martin auf zwei Frauen aufmerksam, die ihre Männer fest am Gürtel gepackt hielten und den Außenbezirk ansteuerten.

»Seht die Frauen mit den gelben Tüchern, die wären jetzt auch schon was für uns«, meinte er vergnügt. Verständnislos sah Martin ihn an und Gernod fiel die noch erkennbare Tonsur bei ihm auf.

»Ach, stimmt. Frauen gibt es ja keine im Kloster«, meinte er grinsend, »doch bald werdet ihr welche kennenlernen. Wenn ich das nächste Mal in ein ordentliches Badehaus gehe, nehme ich euch mit.«

Da er sich nichts Genaueres darunter vorstellen konnte, schwieg Martin lieber. Er spürte, dass ihm die Nachtluft guttat und sein Kopf schon etwas klarer wurde.

»Ich glaube, ich bin etwas daneben«, äußerte er sich, »der Wein und das viele Essen bin ich nicht gewohnt.« Angeregt unterhaltend gingen sie noch eine Weile, bis Gernod meinte, sie müssten zum Fest zurückgehen. Man könnte sie vermissen und das würde einen schlechten Eindruck machen. Auf dem Rückweg kamen sie an den Wirtschaftsräumen, dem Reich des Küchenmeisters vorbei. Die Luft, dick geschwängert mit dem Geruch aus der Garküche, führte sie dann doch noch zu Jean Lusigne. Erfreut über die nächtliche Abwechslung ließ er sie nicht eher gehen, bis sie seinen krossen Schweineschinken mit frisch gebrautem Bier probiert hatten. Dabei stand sein Mund nicht still und immer wieder erzählte er neue lustige Geschichten aus seiner Heimat. Martin hörte fasziniert zu und fühlte sich so wohl wie noch nie in seinem Leben.

3. KAPITEL

Mit glänzenden Augen blickte Cathérine auf die zahllosen Kerzen, deren Duft den riesigen Raum bis in den letzten Winkel ausfüllte. Die Lichter warfen tanzende Schatten auf die Wände und schwelender Weihrauch erzeugte eine faszinierende, geistliche Atmosphäre.

Ihr Vater zupfte am Ärmel ihres Pelzes und zeigte auf die gewaltigen Pfeiler und Rundbögen.

»Es ist unglaublich, dass ein so großes Bauwerk in nur wenigen Jahren erbaut wurde«, meinte er. »Besonders, wenn man bedenkt, dass der gesamte Marmor in Italien geschlagen wurde und wochenlang transportiert werden musste.«

Ein junger Mann, der neben ihnen stand, hatte das Gespräch mit angehört und zeigte auf das doppelflügelige Eingangsportal.

»Und erst das Tor. Im Kloster habe ich gelesen, dass es einmalig ist. Jeder der beiden Türflügel ist aus reiner Bronze und wurde hier in der Stadt gegossen. Sie sollen unvorstellbar schwer sein und können nur durch eine neu entwickelte Lagertechnik bewegt werden.« Aufmerksam geworden sah Cathérine neugierig den Fremden an. Sie bemerkte, wie er bewundert das Portal betrachtete und staunte, dass er über das Bauwerk soviel erklären konnte. Dabei machte er einen fast schon verträumten Eindruck. Verwirrt musste sich Cathérine eingestehen, dass dieser junge Fremde sie interessierte.

Martin ging plötzlich durch den Kopf, dass er mit seinem Gerede die beiden Fremden vielleicht stören könnte. Er blickte die Frau an und sah in große dunkelbraune Augen, die ihn interessiert musterten. So zwanglos, wie er sich über

die Architektur des Gebäudes ausgelassen hatte, so irritiert wurde er nun von der Ausstrahlung dieser Fremden.

»Ich hatte mir eingebildet, ich könnte meiner Tochter Interessantes über dieses Bauwerk berichten«, meinte in diesem Moment der Mann an ihrer Seite, »muss aber zugeben, dass ihr das weitaus besser könnt.« Nach einer kurzen Verbeugung stellte er sich und seine Tochter als burgundische Handelsleute vor, die auf der Durchreise waren.

Martin erwiderte, dass er in der Kanzlei des Herzogs arbeiten würde und noch bis vor kurzem im Kloster gelebt hätte. Heiß fiel ihm ein, dass der Kanzler mit ihm noch einige eilige Dinge klären wollte. Er blickte die beiden Fremden entschuldigend an und erklärte, dass er nochmals in die Kanzlei müsste. Viel lieber wäre er in der Gesellschaft der hübschen Frau geblieben, doch den Kanzler durfte er nicht warten lassen.

Etwas enttäuscht blickte ihm Cathérine nach, der herzogliche Sekretär hatte Eindruck auf sie gemacht und gerne hätte sie ihn näher kennengelernt.

Gelangweilt musterte sie die vielen fremdartigen Besucher die herein strömten und den Kirchenraum füllten. Normalerweise wäre es für sie interessant gewesen, die unterschiedlichen, manchmal exotisch wirkenden Menschen zu beobachten, aber der junge Mann ging ihr nicht aus dem Kopf. In Gedanken sah sie zu der oberen Galerie des Kirchenschiffes hoch und zuckte zusammen. Unbeweglich stand dort der unheimliche Mann aus dem Gasthof und trotz seiner Maske spürte sie, dass er sie anstarrte. Schnell blickte sie in eine andere Richtung und stellte sich so hinter ihrem Vater, dass der Fremde sie nicht mehr sehen konnte. In dem Moment kündigten vom Hauptportal Bläser den Beginn der Messe an und erleichtert konzentrierte sie sich ganz auf den Einzug des Herzogs.

Fagoth Takloh spürte, wie er sein Verlangen nach der Burgunderin kaum noch zügeln konnte. Eifersüchtig hatte er beobachtet, wie sie sich für einen jungen Mann interessierte und hatte auch bemerkt, wie sie ihm nachsah, als er die Kirche verließ. Durch vorsichtiges Fragen bei den Dienstknechten hatte er erfahren, dass sie nicht verheiratet war und auch keine feste Bindung zu einem Mann hatte. Den ganzen Tag war er ihr heimlich gefolgt, immer in Versuchung, ihr näher zu kommen, doch sein Verstand sagte ihm, seinen Einfluss langsam wirken zu lassen. Dabei war Geduld die Eigenschaft, die er am wenigsten besaß. Fieberhaft überlegte er, wie er eine Situation schaffen konnte, die ihn in ihrer Nähe bringen würde. Er beobachtete den Einzug des Herzogs mit den Mitgliedern des Hofes, als er die Lösung plötzlich vor Augen sah. Sein Mund verzog sich zu einem zufriedenen Lächeln und verstohlen blickte er nochmals zu der Frau hin. Er nahm sich vor, ihr in der nächsten Zeit aus dem Wege zu gehen. Dann aber würden seine Träume, die ihn Nacht für Nacht aufwühlten, Wirklichkeit werden.

Kritisch betrachtete Rochefort die eingravierte Inschrift in dem silbernen Ring. In lateinischer Schrift versprach sie dem Träger ein Leben voller siegreicher Taten, Schutz vor Dämonen und dunklen Mächten. Dabei strahlte der tiefgrüne Krötenstein auf der Ringplatte eine fast schon magische Wirkung aus. Rochefort war sich sicher, der Ring war zweifellos die künstlerische Arbeit eines italienischen Silberschmiedes und musste sehr wertvoll sein. Fragend wandte er sich an seinen Kanzler.

»Graf, glaubt ihr, was der Astrologe behauptet, dass dieser Ring magische Kräfte besitzt und der Stein aus dem Kopf einer Kröte ist?«

Erwartungsvoll blickte er auf seinen Schachgegner, der konzentriert auf das Brett starrte.

Ohne von dem Spiel aufzusehen, schüttelte Forcheau zweifelnd den Kopf.

»Ich glaube, das Schicksal des Menschen wird von Gott bestimmt. Vielleicht hat er aber für einige Auserwählte solch magische Steine geschaffen.«

Rochefort ließ nicht locker. »Woher weiß ich, dass dieser hier nicht irgendein Hokusfokus eines Betrügers ist, der sich mit diesem Geschenk bei mir einschleichen will?«

Forcheau blickte vom Schachbrett auf und lehnte sich entspannt zurück. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem feinen Lächeln.

»Wir werden es bald wissen. Da ihr den Fremden als Hofastrologen eingestellt habt, hielt ich es für angebracht, Genaueres über ihn zu erfahren. Über meine Verbindungen in Rom werden wir bald hören, was wir von ihm zu halten haben. Vor allen Dingen interessiert es mich, warum er immer diese abscheuliche Maske trägt.«

Rochefort sah seinen Kanzler an und ihm wurde klar, dass der Graf nicht gerade ein Freund des Astrologen war. Allerdings musste er zugeben, dass auch er Probleme hatte, einen Menschen in seiner Nähe zu haben, dessen Gesicht er nicht kannte. Doch das Tragen von Masken war in den Adelskreisen Roms üblich und konnte viele Gründe haben. Und an seinem Hofe einen italienischen Astrologen zu haben, hob sein Ansehen gegenüber den anderen Fürsten.

»Nun Graf, ich denke, wir sollten die Nachrichten aus Rom abwarten und bis dahin glauben, wofür er sich ausgibt.«

Entschlossen setzte er seinen Läufer in Angriffsposition zum Turm und blickte auf die komplizierte Schachstellung. Dabei hörte er im Hintergrund das Kratzen der Schreibfeder. Trotz der späten Stunde war sein neuer Sekretär noch am Arbeiten und wieder einmal wurde ihm bewusst, dass er mit dem jungen Mann eine gute Wahl getroffen hatte. Außer seinem Kanzler hatte er am liebsten den aufgeschlossenen ehemaligen Klosterschüler in seiner Nähe. Martin war